

Russische Stadt.

Von Armin T. Wegner, zurzeit als Krankenpfleger im Felde.

Eines Morgens tauchte sie aus der Ebene auf. Sie ist eine von vielen. Grau und trostlos liegt sie in der ungeliebten Weite, die vor uns in das Endlose zerfließt.

Vor dem Bahnhofgebäude drängt sich das kümmerliche Volk, das uns in allen Städten Polens empfängt, jüdische Anaben, gelumpfte Frauen, die „Herbata“ rufen und in ihren ungewaschenen Händen eine trockene Ledwara würgen.

Eine Stunde vor Abend aber, der früh und traurig hereinbricht, wandern wir noch einmal in die einsamen Gassen dieser schmerzlichen Stadt, zwischen kleinen tiefgiebligen Häusern, unter lahlen, von Stall unbeworfenen Mauern, die wie wundes, der Haut entblößtes Fleisch in der Kälte des Abends zu frösteln scheinen.

Wir schreiten bis vor die Stadt hinaus. Ein dunkler Schweiß zieht sich von den Wagenrädern endloser Wagengezüge zermartete Straße mit ihren spärlichen gelben Pappelbäumen vor uns in die verschimmelte Ferne, über die blauen, rinderbedeckten Weiden unter verlassenen Kutschkutschen des Himmels fort.

Als es ganz schwarz geworden ist, wandern wir in die Stadt zurück. Weiber und Kinder mit schwanfenden Reifgürteln stolpern hastig vorüber. Aus den Läden der Juden bricht ein gelber Lichtschein auf die Straßen. Lachen bringt durch die Fenster der Geschäfte. Ueber das hügelige Pflaster der Bürgersteige aber schallend tönen, in der seltsamen Dunkelheit die mühsige, zerstreute Masse all jener, die eine unbekannte und übergeordnete Macht, die sie fast mit der Kraft eines Mythos empfinden, durch das weite Hinterland der Strapaze dem ungewissen Ort ihrer nächsten Bestimmung zuführt.

Und in dieser Stunde, da die sinkende Nacht alle Wehmut der letzten Herbsttage auf uns herabdrängt, obgleich ein Teil von ihnen und tollend mitgeführt in der flutenden Straße ihres Stromes, fühle ich mich für Minuten losgelöst von der Gemeinschaft der Kameraden und begreife die Größe ihres entsagenden opfervollen

Lebens. Man hat sie nach einer wochenlangen übermenschen, alle Kräfte zerschlagenden und seelentötenden Arbeit aus irgendeiner Stadt unten im Osten zurückgezogen, man hat sie, in enge und regenfeuchte Wägen gepackt, auf endlosen Umwegen hierhergeworfen, ein willenloses Ding, das seine Arbeit getan hat und beiseite gestellt im Winkel stehen und warten muß, bis es zu neuer Arbeit gebraucht wird.

Dunkelheit vermauert die Straßen. Wir wandern in unsere Quartiere zurück. An einem hochgehenden hölzernen Pfahl hängt unerschütterlich, von tiefer Finsternis umgeben, eine einzelne Laterne, die in ihrer unendlichen Verlassenheit an die einsame Tragik Viehstades erinnert.

Die Wenigen aber, denen es glückt, in einem verlassenen Hause ein Bett zu finden, gehen zu ihm mit einer stillen Verliebtheit wie zu einer Frau. Eine nie gekannte Zärtlichkeit zu der mädchenhaften Keuschheit der Rissen erwacht in ihnen, und stumm entföhrt sie der Schlaf, die Wohllosigkeit dieses Landes noch immer in ihrer Seele, das weite Gefühl der Ebene, das sie nie mehr verlassen will, und auf denen unsere Sehnsucht in das Uferlose zerfließt.

Weihnachten in Kriegszeiten.

Der deutsche Boden ist frei vom Feind. Doch hat unser Land auch Zeiten erlebt, da deutsche Städte und deutsche Länder von fremden Truppen besetzt waren. Da konnte man nicht daran denken, den im Feld weidenden Angehörigen eine Weihnachtsfeier zu bereiten, sondern hatte genug mit den eigenen Sorgen und dem eigenen Jammern zu tun.

Am Mittag des 24. Dezember erhielt mein Vater einen Brief vom Bürgermeister, daß er umwetterlich sich diesen Abend beim Militärkommandanten einfinden solle. Gleich nach Tisch ging also unser Vater und verabredete mit Mutter, falls er um 7 Uhr nicht wieder da sei, so möge sie allein und die kleinen Weihnachtsgeschenke geben. Trotz aller trüben Zeiten hatte Mutter doch einen kleinen Tannenbaum für uns aufgestellt, freilich nicht mit Kunstseid, aber doch mit Keffeln, Käffen und Lichtern.

Landsturm-Tagebuch.

Der Bevölkerung ist es, erläutert treffend ein freundlicher Stadtrat, als sei sie im eigenen Lande gefangen. Wer nach acht Uhr abend auf der Straße einer Patrouille in die Finger läuft, wird unbarmherzig eingesperrt. Wer auf einen Steinwurf weit die Stadt verlassen will, bedarf eines Passagierwagens.

Gefangene im eigenen Lande — mander brave Spießbürger, der um die Dämmerzeit zum Kaffee wandelt, vor den neuen Affischen der Kommandantur an der nächsten Mauerrede noch ein wenig verschmault und seinem geprehten Herzen durch Schimpfen Luft macht, sieht sich plötzlich schneeklappernd auf der Hauptwache unter Feldherren und aufgeschlagenen Seitengewehren und verschwindet, statt zum Abendschoppen zu kommen, hastunüchtig bis zum anderen Morgen in einer dunklen Zelle.

Aber das ist schließlich geringe Tragik. Wer sich schwerer Vergessen gegen die grauamen Befehle des Krieges schuldig macht, den karnt eines Nachmittags ein Wägelchen unmittelbar von der Kriegsgerichtsloggia nach der Kaserne des französischen Siniensanterieregiments, das in Friedenszeiten hier in Garnison lag. Der begleitende Offizier ruft drei Mann von der Wache herbei, in einem kleinen, schauerlichen Hofchen, das von hohen, kümmerlichen Backsteinmauern besetzt, so recht einer Hinrichtungsstätte aus dem Roman, verschwindet die Gruppe, der Beurteilte wird in ein altes, verfallenes Schilderhaus gestellt, das mit Strohdächern ausgepolstert ist, die drei Mann treten mit schuchfertiger Gewehr ein paar Schritte davor.

Trotz alledem ist die Bevölkerung nicht in blindem Glauben gegen die Eindringlinge verhärtet. Man sieht nicht nur

finstere Gesichter, denn die Leute beobachten, wissen Unterschiede zu machen und überzeugen sich bald, daß die Legende von den Barbaren, mag auch allerhand Unerfreuliches sich ereignen, im ganzen doch eine Legende ist.

Ein Teil der bessergestellten Einwohner hat, noch ehe die erste deutsche Reiterpatrouille mit schnellem Fuß über das Straßenpflaster klapperte, die Stadt Hals über Kopf verlassen. Die jetzt leerstehenden Häuser geben treffliche Quartiere für die Invasion. Uns erschließt sich eine Villa, in der zu Friedenszeiten Monsieur Courquesson, ein reichgewordener Viehhändler, sein Weischen rautet und sich freut, daß er sein Schicksal ins Trockene gebracht hat.

Nichts in dem Hause wird angetastet, außer dem unumgänglich Notwendigen. Ueber meinem Bett hängt, scharf in Lebensgröße, Herr Raymond Poincaré. Mag er hängen!

Der Krieg ist in allen ein Rückfall in übermündete Kulturzustufen. Jetzt wird hier Ware gegen Ware getauscht. Der Küchenunteroffizier der ersten Kompanie läßt verkünden, daß Kaffee oder Salz erhält, wer ihm Suppengemüse bringt. Und schon strömen die Weiber mit großen Körben herbei.

Anfang November. Der dritte Zug sichert die Bahnstrecke von . . . bis . . .

Infolgedessen quartieren wir uns auf dem Vorwerk A. B. ein. Mit acht französischer Gastlichkeit empfängt uns Monsieur Douai, das Urbild eines Gutsbesizers, wie ihn Raubassants Griffel gezeichnet: fehmig und knochig steht er seine sieben Fuß in den Stiefeln, hat bei den 5. Kürassieren in Paris, einem feudalen Regiment, sein Jahr abgedient und haust, vermittelnd und einfallend, auf seinem Gut mit einer unverbesserten Tochter, einem ruhigen und lauen wahrnehmbaren späten Mädchen. Desto munterer sind die beiden Terriers Quid und Rutine.

längeres Gespräch mit ihm einließ. Da erzählte er denn, er sei Italiener; seit acht Jahren habe er keine Weihnachtsfeier mehr gesehen und diese Lichter erinnerten ihn an seine Kindheit. Doch nach einer Viertelstunde ging er und Vater schon wieder weg.

Als er Vaters Stimme erkannte — berichtet unsere Chronistin — kam er gleich; doch wie erschraf er, als er die vielen Soldaten sah. Er zitterte so sehr, daß er das Licht kaum halten konnte. Während dessen war auch die Frau herbeigekommen. Vater und Adjutant gingen nun hinauf; da wachten auch die Kinder in der Kammer auf, erschralen und fingen an zu weinen.

Ein alter Koch, der in der billigen Küche erfahren ist, sendet uns eine Reihe von praktischen Kochanweisungen, die wir zu Ruh und Frohmen unserer Leser veröffentlichten. Seitens der Hoeresverwaltung werden täglich große Mengen von scharrem Fleisch zu Gulasch, Rindfleisch in Brühe und Scharbraten als Konserve benötigt, die Folge davon ist, daß Rinderknochen, Köpfe, Leber, Lungen, Herz, Uter, Kaldauern in solchen Massen auf den Markt geworden werden, daß sinnige Unternehmer in allen Stadtteilen leerstehende Läden gemietet haben.

Billige Gerichte.

Ein alter Koch, der in der billigen Küche erfahren ist, sendet uns eine Reihe von praktischen Kochanweisungen, die wir zu Ruh und Frohmen unserer Leser veröffentlichten.

Seitens der Hoeresverwaltung werden täglich große Mengen von scharrem Fleisch zu Gulasch, Rindfleisch in Brühe und Scharbraten als Konserve benötigt, die Folge davon ist, daß Rinderknochen, Köpfe, Leber, Lungen, Herz, Uter, Kaldauern in solchen Massen auf den Markt geworden werden, daß sinnige Unternehmer in allen Stadtteilen leerstehende Läden gemietet haben. In manchen Läden bekommt man schon 2 Pfund Rinderknochen für 15 Pf. Der „Servwärts“ wies nun jüngst darauf hin, daß man wohl eine ganz erträgliche Fleischbrühe davon herstellen könne, aber als „Knochenfleisch“ seien die Knochen nicht zu bewerten, weil eben fast gar kein Fleisch vorhanden sei.

Wenig bekannt dürfte sein, daß man im Hause selbst Rohkräuter, die man gepulvert, gerieben und mit Zucker (ein Drittel ihres Gewichts) vermengt hat, auf dem Herd zu einer schmackhaften Marmelade einlocken kann. Sie werden als Ersatz von teurer Fruchtarmelade von den Kindern gern zu Schrippen und aufs Brot gegeben.

Man sollte auch die Kartoffelschalen nicht in den Müllimer werfen, kann man sie nicht zum Füttern verwenden, so sollte

Noch nachdem wir spät abends nach stolperndem Gang über dunkle Stoppelfelder vom Revidieren der Posten in den Gutshof zurückgekehrt sind, sitzen wir bis nach Mitternacht bei Wein und Pfeife beieinander und reden Postul. Monsieur Douai ist als Republikarier Republikar und Monarchist, für die gegenwärtigen Nachhaber der Republik hat er nur ein verächtliches Achselzucken, aber er läßt sich die Ueberzeugung nicht nehmen, daß Wilhelm II. an dem Kriege schuld sei.

Aber schließlich stößt er doch mit uns an: A la paix! Auf den Frieden!

Letzte wunderbare Spätherbsttage. Unter blauem Himmel flammen die Bäume wie Fackeln, und weiße Blätter taumeln im langsamen Sterbeszug zu Boden. Wir schmökeln im Milchtrögelchen des Monsieur Dutin dahin, die entferntesten unserer Posten zu besichtigen. Das Schicksal von Monsieur Dutin gibt im Ausschmitt das ganze Elend des Krieges wieder. In demselben Hause war er Kutscher, in dem seine Frau als Köchin wirkte. Jean sparte, Louise sparte, und als sie genug gespart, heirateten sie und kauften das Stammet (Kneipe) in A. B., dessen erster Besitzer durch die ständige Arbeiterkundschaft aus der nahen großen Spinnerei sich einen netten Baken auf die hohe Karte hatte legen können.

Ein Menschenmischal, ein Kriegsschicksal, und wenn der, den es grauam traf, mit aller Schrottklinke hinter der nächsten Bappel stände und auf uns, als die Urheber seines Elends, anlehte, wer könnte es ihm menschlich beragen! Statt dessen läßt er munter sein nervöses Schimmelchen, Papillon geheißen, vor unserem Wagen traben, berichtet ohne Wehleidigkeit von dem, was ihm der Völkerrkrieg zugefügt, und deutet leidenschaftslos mit dem Weisheitsstiel auf die Angeldächer in der Wane. (Schluß folgt.)

